

die Friedensverträge für Osteuropa und den Frieden in diesem Teil der Welt aufrechtzuerhalten, denn sie wohnen hier in den glücklichsten Machtpositionen. Es muß ihnen daran gelegen sein, zwischen Italien und Jugoslawien zu vermitteln und die Sprünge in der kleinen Entente, wenn möglich, zu verkitten. So wenig wie England gegen Rußland, dürfte Frankreich gegen Italien aggressiv gesinnt sein. England und Frankreich stehen relativ gut miteinander. Das schließt nicht aus, daß sie Rivalität gegeneinander empfinden, und daß jede der beiden Mächte Bundesgenossen gegen die andere sucht. England stützt sich vornehmlich auf Italien, in der diplomatischen Schlachtordnung Frankreichs sind die Jugoslawen ein nicht so leicht zu entbehrender Truppenteil. Eben darum feinden die Engländer das Kabinett von Belgrad an, während die Franzosen voll von Ressentiment gegen Rom sind. Aber das französische Bedürfnis, ein leidliches Einvernehmen mit England aufrechtzuerhalten, ist im Augenblick so groß, daß Mussolini, als Schützling Londons, auf eine weitgehende Nachsicht und Geduld in Paris rechnen darf. Außerdem sehen die Franzosen bei aller Sympathie für Jugoslawien Mussolini lieber in Albanien tätig als gegen Tanger, Tunis usw. Es kann also wohl dahin kommen, daß sich nach so vielen anderen Regierungen auch noch die französische von Jugoslawien etwas zurückzieht, und daß man hier die Befestigung der italienischen Schutzherrschaft über Albanien schließen muß. Aber mit Gewißheit ist noch nicht abzusehen, wohin die plötzlich ausgebrochenen albanischen Wirren führen werden. Wie die Dinge im Augenblick des Abschlusses dieser Zeiten stehen, ist nicht anzunehmen, daß die Italiener den Jugoslawen oder die Jugoslawen den Italienern den Krieg machen werden. Jeder vernünftige Deutsche muß das mit Genugtuung begrüßen. Ein italienisch-jugoslawischer Krieg könnte das ganze östliche Völkergemisch einschließlich der Russen in seine Wirbel hineinreißen, die Friedensliebe der Westmächte auf eine harte Probe stellen und in allen Ländern die Parteigänger der Dritten Internationale mit neuer Zuversicht und Kraft erfüllen. Die Kulturwelt würde wissen, wie sie in diese Gräuel hinein-, aber nicht wie sie wieder herauskommt.

Emil Daniels.

## Finis Austriae von Hermann Bahr

Jeder Staat ist ein Kraftausdruck. Dieser Ausdruck kann aber dann zuweilen noch jahrelang nachdem er entkräftet ist, in Kraft bleiben. Das klingt paradox, aber von diesem Paradox haben längst verstorbene Staaten oft geraume Zeit fortgelebt. Oesterreich ist ein Prachtbeispiel dafür. Seit Karl dem Sechsten geht dem hohen Hause der Atem aus. Josef der Zweite ist schon mehr Lothringer als Habsburger, die Blutmischung wirkt an ihm keineswegs auffrischend und verjüngend, sie wirkt bloß beunruhigend und verstörend. Josef ist unsicher, und um das zu verbergen, anderen nicht bloß, sondern vor allem sich selber, meint er in einem fort Beweise von sich und für sich geben zu müssen, er zweifelt an sich; es ist der Mann von geringer Herkunft, der sich durch diesen Zweifel verrät: der Lothringer. Da zu sein, war Beweis genug für einen Habsburger; Habsburger zu sein, war mehr als Taten. Ein Habsburger hatte nicht nötig, dann erst auch noch geschäftig zu tun; Josef ist überhaupt nichts als geschäftig. Die Folgen bleiben nicht aus. 1804 beginnt dann das Kaisertum Oesterreich, damit endet die Wirklichkeit Oesterreichs. Oesterreich liegt seitdem in der Vergangenheit, und sobald es dies merkt, fängt es an, in dem Bewußtsein seiner Ohnmacht zur Gegenwart, sich in die Zukunft zu verlegen. Es hat sich verloren, es sucht sich, es will sich wenigstens noch gewissermaßen eine Art Privatexistenz im Monde sichern. Seit 1804 ist Oesterreich für sein eigenes Gefühl keine Wirklichkeit mehr, sondern ein Problem. Es hat seitdem auch im Grunde keine Geschichte mehr, und wer, was sich ferner noch mit Oesterreich und in Oesterreich begab, darstellen will, behält, wonach immer auch er greifen mag, jedesmal schließlich bloß ein Problem in der Hand. Josef Redlich, der Oesterreich von Jugend auf an sich selbst erlitt, als Forscher, als Abgeordneter, zuletzt noch als Finanzminister Kaiser Karls, hat darum, als er daran ging, die Geschichte Oesterreichs von 1848 bis 1918, also gewissermaßen von einem Ende bis zum andern Ende, darzustellen, sein Werk, über dessen ersten Band ich in den „Preußischen Jahrbüchern“ schon 1921 schrieb - eben jetzt ist der zweite erschienen („Der neue Geist“, Verlag, Leipzig) - mit Recht seine Darstellung nicht eine Geschichte Oesterreichs, sondern „Das österreichische Staats- und Reichsproblem“ benannt. Denn geschehen ist seit 1804 in Oesterreich nichts mehr, es ist seither bloß noch mit ihm und an ihm und um es herum allerhand Fatales geschehen, es selber hat aber eigentlich nicht mehr mitgetan. Gar was man Oesterreichs Geschichte seit 1848 nennt, ist durchaus ein Passivum, ein manchmal laut schimpfendes, niemals zu-

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10  
Für den Anzeigenenteil: Adolf Kuitner, Berlin.  
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.  
Druck von J. E. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.

friedenes, aber schließlich immer gehorchendes Passivum. Es nimmt in Franz Josef Gestalt an. Die Weltgeschichte kennt kaum einen zweiten Monarchen, der so sehr die geistige Summe seiner Untertanen in Person gewesen wäre. Wenn man alle Geister des österreichischen Bürgertums seit 1848 addiert, kommt Franz Josef heraus. Wenn er von Schönbrunn herein durch die Mariahilfer Straße fuhr, freuten sich alle Bürger, denn sie hatten das Gefühl, in seiner Person eigentlich doch selbst da nach der Stadt zu fahren, sie blieben stehen und zogen tief den Hut: sie grüßten damit sich selber. „Mir bleibt doch nichts erspart!“ sagte Franz Josef bei jeder Gelegenheit, und damit war eben die Sache dann für ihn auch erledigt. Daß man einmal versuchen könnte, sich etwas zu ersparen, daß man sich zur Wehr setzen oder doch jedenfalls den Schlag zurückschlagen und sich sein Schicksal selbst zu schaffen versuchen könnte, fiel ihm niemals ein; das liegt nicht im Bereich des Wiener. Und wenn man an das Wien Franz Josefs zurückdenkt, weiß man eigentlich nie recht, ob er ein Ergebnis, ein Auszug, gewissermaßen das Schlüsselwort der Wiener Stadt war oder aber umgekehrt sie feins; es bleibt ungewiß, wer von den beiden primär, wer der Spiegel und wer das Spiegelbild war, und was der Spiegel denn eigentlich abspiegelte, ja schließlich sogar, ob sich überhaupt etwas und worin es sich denn spiegelte: eben in dieser Ungewißheit und Fragwürdigkeit der beiden Erscheinungen gerade lag ihr Zauber. Jeder richtige Wiener hat über Franz Josef fortwährend laut „räsonniert“ und hat ihn zugleich, ohne sich das freilich jemals einzugestehen, im stillen heiß geliebt (soweit der Wiener sich überhaupt für etwas erhitzen kann). Auf dieses wunderliche Verhältnis zwischen dem Kaiser und der Kaiserstadt traf die Wiener Redensart zu: „einen zum Fressen liebhaben“; sie verdarben sich aneinander immer von neuem wieder den Magen.

In seiner ersten Thronrede sprach Franz Josef den Wunsch aus, „daß es mit Gottes Beistand und im Einverständnis mit den Völkern gelingen werde, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen“. Er gestand damit ein, daß er keinen Staat vorfand, sondern ein Agglomerat, noch kaum ein Konglomerat von Ländern und Völkern, die denselben Herrn, sonst aber im Grunde wenig miteinander gemein hatten. Der junge Kaiser bringt ein sehr starkes Pflichtgefühl mit; seinen Untertanen kann man das nicht nachsagen. Darüber täuscht er sich keinen Augenblick; die Notwendigkeit, sich nach Männern, die des Vertrauens würdig sind, umzusehen, erkennt er auf den ersten Blick. Doch er teilt den österreichischen Irrtum, ein Bedürfnis einfach dadurch befriedigen zu können, daß man jemanden dazu bestellt. Der Staat hat ja Beamte. Ihr Amt ist es, jeden Auftrag auszuführen; dazu sind sie da: der Kaiser befiehlt, der Beamte ge-

horcht, und alles ist also in Ordnung. Aber Franz Josef hat bei sehr starkem Gefühl für seine Würde sehr wenig Vertrauen zu sich selbst. Er überschätzt sein eigenes Urteil keineswegs, er unterschätzt es so sehr, daß er, wenn, was er anordnet, nicht sogleich die erhoffte Wirkung bringt, sofort an sich irre wird, es aufgibt und sich für das Gegenteil entscheidet. Er meint offenbar, es müsse sich, wenn man nur Geduld hat und ein politisches Hausmittel nach dem anderen erprobt, schließlich doch einmal das richtige ergeben. Er ist jung, er kann es erwarten. Und er hat ja seine Hofräte, deren Einsicht er keineswegs überschätzt, aber auf deren Pflichtgefühl er sich doch zur getreuen Ausführung seiner Aufträge verlassen zu können meint, und mehr verlangt er ja von ihnen gar nicht. Sie sind ihm jedenfalls bequemer als der Adel. Diesen Adel, der in der barocken Zeit auf allen Schlachtfeldern für Habsburg geblutet hat, schätzt er nicht sehr, vielleicht spukt in seinem Blut da noch ein Ressentiment des Lothringers nach, der sich vor der Haltung dieser großen Herren heimlich irgendwie gedemütigt fühlt; er traut ihnen jedenfalls nicht recht. Sich einen Adel zu halten, ist nun einmal Herkommen an jedem Hofe, es gehört dazu, doch insgeheim zieht er den Hofrat vor, dem er sich innerlich irgendwie verwandt fühlt, und der auch nicht gewohnt ist, jemals nein zu sagen, sondern einfach jeden Auftrag prompt expediert.

Der Auftrag, den die Geschichte dem jungen Franz Josef stellt, ist nicht leicht zu expedieren. Er findet sein Erbe nicht bloß bedroht, er findet es aufgelöst vor, es schreit nach einem Mann von bindender, ja von schmiedender Gewalt. Es gab damals einen einzigen Oesterreicher, der das Gebot der Zeit verstand; er hat es auch verkündigt, klar und laut genug. Doch Grillparzer war leider ein Dichter, und in Oesterreich hält man auf Ordnung: ein Dichter hat zu dichten, aber nicht ins politische Handwerk zu pfuschen. In Grillparzers Gedichten steht das Schicksal Oesterreichs vorverkündigt. Er allein erkannte, daß sich damals dem Hause Habsburg die letzte Gelegenheit darbot, ein des habsburgischen, des alten großen Oesterreichs würdiges Abbild durch verjüngende Kraft zu schaffen. Er allein verstand den Sinn des großen Augenblicks. Er verstand, daß es jetzt entschlossen zu wählen galt, daß es um Entscheidung ging, Entscheidung zwischen starker unnachgiebiger, vor keiner Gefahr zurückschreckender, wenn die Not es gebot, auch unbedenklich gewalttätiger, doch gerechter Ordnung und dem unaufhaltsamen Untergang nicht bloß der angestammten Dynastie, sondern auch ihrer geheiligten Schöpfung: des Vaterlandes. Der Seher Grillparzer, dessen man sich darum auf den Trümmern Oesterreichs nicht gern erinnert, hat damals schon gewußt, daß es nicht um Franz Josef, sondern um die Rettung der österreichischen Menschenart ging. Man zitiert nur immer sein

„Glück auf!“ an Radeky und vergißt darüber das prophetische Wort in dem Gedicht an Franz Josef von Spaun:

„In Wien erscholl der Freiheit Ruf,  
Gold in den ersten Tönen;  
Des Großen voll, daß sie sie schuf,  
Folgt er den Musesöhnen.

Doch bald nahm er den Umschwung wahr  
Der Freien in die Frechen,  
Sieht im Gefolg der jungen Schaar  
Den Wahnsinn, das Verbrechen.“

Den Umschwung der Freien in die Frechen merkte Grillparzer schon in einer Zeit, als das bewegende Motiv des Liberalismus noch bloß die wirtschaftliche Freiheit war. Grillparzer hörte dem Liberalismus die Dissonanz seiner beiden inneren Stimmen an und unterschied den ruhigen Grundton des seßhaften Bürgertums, dem es immer nur um einen breiteren Raum für sein Geschäft ging, von dem grellen Schrei des Hasses aller Ordnung, des schweifenden Sinnes, der immer nur verneinen, zerstören oder doch verwirren will; ihn vernahm Grillparzer aufschreckend schon, als das liebe, liberale brave Bürgertum im Honigmonat seiner Verlobung mit der „Freiheit“ noch ganz naiv darunter nichts als sein Recht auf die Herrschaft über den Staat verstand. Man könnte den traumwandlerisch sicheren Gang Oesterreichs zu seiner Zerstörung Schritt für Schritt mit warnenden Zitaten aus Grillparzer begleiten. Aber die fröhlichen Wiener hörten auf die lästigen Warnungen des immer raunzenden „zuwideren“ Hofrats nicht, des einzigen, dem klar war, daß dem Reiche Franz Josefs von Anfang an der Boden unter den Füßen fehlte: der Rechtsgrund; der Oesterreicher hat ja das Talent, unbequeme Dinge, wenn sie auch noch so grell sind, einfach nicht zu sehen.

Daß das Oesterreich Franz Josefs von Anfang an durchaus ungeschichtlich, daß es eine Improvisation, ja daß es eigentlich ein Widerruf des großen Oesterreichs ist, legt Redlich meisterhaft dar: „Das 1850 geschaffene Einheitsreich Fürst Schwarzenbergs und des jungen Kaisers Franz Josef war auf das tiefste unterschieden von dem Reiche, das Karl VI. endgültig gebildet, Maria Theresia und ihre Söhne regiert hatten. Soweit dieses alte Reich sich dehnte, beruhte es auf feierlichen Verträgen, war die Macht seiner Herrscher in historischen, zum Teile uralten Rechten begründet, und so sehr sich auch die Machtverhältnisse zugunsten der Krone änderten, und wenn auch in einzelnen Fällen, zumal unter Kaiser Josef II., zu Nutz und Frommen der Krone das Recht gebeugt wurde: den Rechtsboden, auf dem ihre Herrscherrechte beruhten, haben die alten Habsburger nicht verlassen, und so blieb nach dem Empfinden nicht nur der Stände, sondern auch der breiten Schichten aller Völker überall im Reiche der Kaiser der Ge-

bieter von Rechts wegen. Das neue Reich hingegen war nicht nur ohne Zustimmung irgendeines Volkes, sondern durch Gewaltanwendung gegen alle geschaffen, auf dem Grundgedanken schrankenloser dauernder Gewalt des Kaisers errichtet und ausgebaut worden. Diesem Reiche fehlte vom ersten Tage an die Weihe der Anerkennung des Rechtes, das es in jedem Betracht verleugnete. Dies wurde nun zum Verhängnis: die gebildeten Deutschen Oesterreichs, die natürlichen Führer der Mittelklasse, waren als Beamte und Offiziere die Baumeister dieses neuen Reiches, und ihnen gelang dessen vollständige Neubildung. Innerhalb weniger Jahre starb im österreichischen Deutschland selbst die Erinnerung an die Revolution von 1848 sozusagen aus, und an ihre Stelle trat das politische Ideal der deutschen Bureaucratie, der Generalität und der im Dienste der Krone stehenden adeligen Geschlechter, die „Doktrin“ von der Notwendigkeit, das auf den Trümmern des jungen Verfassungslebens von 1848 errichtete einheitliche Großreich Franz Josefs als in deutscher Sprache befehlende Autokratie aufrechtzuhalten und gegen die neu hervorkommenden Regungen nationaler und politischer Freiheit aller Völker des Reiches nach Kräften zu schützen.“

Diese Sätze decken das Wesen des franko-josephinischen Oesterreichs auf: es ist im Grunde bloß eine Selbsttäuschung, die nicht einmal völlig gelingt; man hört ihr immer das schlechte Gewissen an. Zunächst ein Gewaltreich, also selber illegitim, prätendiert es aber der Hort aller Legitimität zu sein. Daher seine Bangigkeit bei jedem Schritt, man sieht ihm auf den ersten Blick den eigenen Unglauben an sich selbst an. Seine Politik geht immer auf den Zehen, es hat immer Angst, irgendein Kind könnte, wie in jenem Märchen, plötzlich das öffentliche Geheimnis verraten, daß dem Kaiser ja die Hofe fehlt. Franz Josef behofte sich, um die Blöße zu verbergen, zunächst mit Anton von Schmerling, dem „Vater der Verfassung“; die „konstitutionelle Gehschule“ nennt ihn Redlich, dessen Bildnis Schmerlings ein wahres Meisterstück ist: er zeigt ihn uns, die wir von Jugend auf gerade doch in Schmerling den starken Mann bewundern und verehren lernten, in seiner fortwährenden Angst, „uns nur ja nicht im Auslande zu schaden“, seine Tatlosigkeit durch das stolze: „Wir können warten!“ beschönigend, echt österreichisch eigentlich im Grunde gleichgültig gegen alle Politik, die ihn kaum interessiert, jedenfalls niemals passioniert, so daß er selbst einmal eingesteht, wie lästig ihm diese „ewige Unruhe in der Politik“ ist, ganz im Gegensatz zum echten, zum geborenen Staatsmann, für den eben in dieser fortwährenden Ungewißheit, in dieser latenschwangeren Unruhe der Politik ihr stärkster Reiz liegt. Die Demaskierung Schmerlings, dieses „bureaucratisch-militärisch großdeutschen Zentralisten“, der aber nebenher auch noch der erste Repräsentant des österreichischen

Liberalismus war — dieser wurde ja dann auch danach! —, wirkt um so mehr, da sie ganz sachlich und ohne jede Gereiztheit geschieht. Redlich hält bloß darauf, sich niemals mit der Darstellung des sachlichen Gehalts einer Politik zu begnügen, er hält es für notwendig, uns dann immer auch ihre Personen vorzustellen, eingedenk, daß ja doch, was freilich Ranke und seine Schule, gar aber dann die sogenann'te „materialistische Geschichtsauffassung“ immer vergaßen, die Personen stets auf die politischen „Prinzipien“ abzielen. Er sagt sebst einmal: „Man wird nie darüber hinwegkommen, daß Geschichte von Menschen gemacht wird, daß die geistige Eigenart, der besondere Charakter oder die jeweilige Gemütsverfassung derjenigen Persönlichkeiten, denen Zufall oder die Kraft des eigenen Willens jeweils die zielstrebende Führung oder Entscheidung anheimgestellt hat, letzten Endes die wirklichen Former und Vollender des historischen Schicksals der Völker, ihres Glückes und Unglückes, ihrer Institutionen und Ideale sind.“ In der barocken Zeit, und auch in der „Aufklärung“ noch, ist die Macht der Persönlichkeit überschätzt worden: Geschichte galt damals als ein Ergebnis der Tat von Helden und Staatsmännern. Sie wurden überschätzt, wir hinwider unterschätzen sie. Geschichte geschieht nicht bloß, sondern sie will dann erst auch noch getan sein. Und eben in der bewundernswerten Kunst der Darstellung des fortwährenden Wechselspiels der Begebenheiten, die jeder menschlichen Voraussicht spotten, der anonymen Gewalten, des, pathetisch ausgedrückt, Schicksals auf der einen Seite und, auf der anderen, des Einfasses der Persönlichkeit und des freien Willens einzelner, die den Lauf der Welt nach ihrem Gewissen, nach ihren Begriffen oder aber auch bloß nach ihrer Willkür, Lust und Laune lenken zu können sich vermessen, liegt der unwiderstehliche Reiz, mit dem uns Redlich durch den Irrgarten der franziškojosefinischen Abenteuer führt. Man muß freilich selber insgeheim irgendwie sozusagen franziškojosefinisch infiziert sein, um zu verstehen, was einen Monarchen, der nach seinen inneren Grundzügen eher zum richtigen Bürgerkönig vorbestimmt schien, aus einer Eskapade zur anderen trieb, und eigentlich doch stets mit einem ganz klaren Vorgefühl: es wird schon schief gehen! Redlich hat das Glück, daß er in Mähren zur Welt und dann aber als Jüngling nach England kam. In Mähren ist sozusagen schon die Lust franziškojosefinisch, in England ist sie weltpolitisch. Als der junge Redlich, aus der Fabian Society heimgekehrt, bald darauf ins österreichische Parlament eintrat, das im Grunde ja auch bloß ein etwas übertriebenes Mähren war, schloß sich ihm das Geheimnis Franz Josefs völlig auf: der Kaiser hatte den Ehrgeiz nach Weltpolitik, aber einer Weltpolitik in mährischer Perspektive. Nur in ihr sind gewisse Windungen der franziškojosefinischen Denkart möglich, von der Redlich

ein Schulbeispiel gibt, wenn er sich mit stöckernster Miene den folgenden Satz aufbaut: „Die prinzipielle Auffassung Franz Josefs von der Unbeschränkbarkeit seiner Regierungsgewalt, auch nachdem er die Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung feierlich zugestanden hatte, bildet dauernd die unabänderliche Grundlage und das bestimmende Grundgesetz seines Handelns als Herrscher.“ Der ganze Franz Josef ist in diesem Satz enthalten, den in seiner klassischen Vollendung ganz würdigen zu können man aber freilich jahrelang unter schwarzgelben Augen gelebt haben muß. Es fehlt uns ja leider noch immer ein Wörterbuch politischer Ausrisismen, deren Bedeutungswandel zu kennen doch zum Verständnis der franziškojosefinischen Politik unentbehrlich ist; man braucht ein ungewöhnliches Feingehör für ihre leiftesten Schwebungen und Senkungen, um alle Feinessen dieses kunstvollen Schaukelspiels völlig würdigen zu können. Der Einfluß zum Beispiel, den Deak auf den Kaiser gewann, lag vor allem in der bezauhernden Sicherheit, mit der Deak zu seiner Nation ungarisch sprach, in Wien aber geläufig franziškojosefinierte. Andrassy übertraf ihn noch; indem er, wenn es darauf ankam, überdies plötzlich einen täuschend echten Herzenston aus der Brust zog. Wichtig war übrigens auch, um des Kaisers Zustimmung zu gewinnen, daß ihm jeder Antrag sauber in Paragraphen vorgebracht wurde: Franz Josef war gewohnt, in Paragraphen zu denken, ja das ging so weit, daß er mit den Jahren schließlich auch nur noch in Paragraphen zu leben schien. Wenn das nach Spott klingt, so hört man ihm aber hoffentlich doch auch den leisen zärtlichen Unterton an: wir waren ja im Grunde ja doch alle heimlich in Franz Josef hoffnungslos verliebt, der allein noch in diesem schon durchaus inkohärenten Oesterreich unserer Zeit das letzte Beispiel eines fest in sich zusammenhängenden Mannes gab. Er verdankte diesen sicheren inneren Zusammenhang dem unerschütterlichen Glauben an seine Bestimmung zur, wie Redlich es ausdrückt, „Wahrung der jahrhundertalten Herrscherstellung des Erzhauses in der Welt“. Sonst in seiner inneren Form durchaus Katholik, nahm er es an starrer Sicherheit des blinden Vertrauens zu seiner Prädestination mit jedem Calvinisten oder Jansenisten auf. Das gab ihm seine geheimnisvolle Kraft gegen alle Widerstände, sie zerrieben sich an seinem harten Sinn, der aber dann freilich, sobald sie wichen, befriedigt es unnötig fand, noch weiter darauf zu beharren; er war ein Feind von Uebertreibungen. Darum verstand er sich auch mit dem Grafen Beust so gut, der sich ihm zunächst schon durch die Gewandtheit empfahl, mit der er in Ausrisismen zu säckeln verstand, dann aber auch durch den Grundsatz, in allen Fällen zunächst „einen festen Boden zu gewinnen, von dem man dann später weiter operieren kann“, und durch die feudale Großzügigkeit,

mit der er, war erst jener „feste Boden“ gewonnen, keineswegs pedantisch darauf bestand, nun darum auch wirklich „weiter zu operieren“.

Das zweite Kapitel des zweiten Abschnittes stellt die Folgen von 1866 dar. Damals starb Oesterreich, es hat nur dann noch ein halbes Jahrhundert gebraucht, um das zu bemerken; es dachte vielleicht daraus, daß es ja solange schon nur noch ein Scheinleben führte, die Hoffnung schließen zu können, es würde jetzt vielleicht auch wieder bloß scheinot sein. Die Literatur über 1866 ist groß, aber man darf sagen, daß den inneren Sinn der „Katastrophe von Königgrätz“ erst Redlich jetzt enthüllt hat. Das Ergebnis seiner Darstellung ist: es war an sich gar keine Katastrophe, der Geist Franz Josefs, der in seinen Völkern herrschende Geist hat aus einer verlorenen Schlacht erst eine Katastrophe gemacht. Es fehlt ihr nur noch der neue Grillparzer, und wir hätten das würdige Gegenstück zum „Bruderzwist“, ein larmoyantes freilich. Eine Schlacht ist verloren, und so gibt man den Krieg auf. Das geschieht ganz konstitutionell: der Kaiser hört seine Ratgeber an, schon unmittelbar vor dem Krieg und dann wieder nach der ersten verlorenen Schlacht. Jene Beratung fand am 21. April 1866 unter Vorsitz des Kaisers statt. Es wird über „die schwierige finanzielle Lage debattiert, und der Freiherr von Henikstein, später dann Generalstabschef, klagt über die Ungewißheit der Lage für Oesterreich: „Preußen wisse, was es wolle, wir aber müssen uns durch andere in unseren Handlungen bestimmen lassen.“ Graf Belcredi, der Staatsminister, drängt zum Kriege. Der Kaiser erklärt: „Die Lage sei gegenwärtig wirklich so, daß man eine Probe der Geduld zu bestehen habe.“ Und in einer zweiten Sitzung, vier Tage später, sagt er: „Retrospektive Anschauungen seien gegenwärtig nicht mehr am Platze, sondern man müsse die Sachlage ins Auge fassen, gerade wie sie jetzt stehe. Er habe anfänglich nicht an einen Krieg glauben können; aber nun andere ihn wollen, welche Mittel gäbe es, ihn zu vermeiden? Schon vor den ersten hier ergriffenen kriegerischen Maßregeln, welche durchaus nicht auf die Absicht schließen ließen, als habe man es auf eine Aggression abgesehen, sei die Situation eine unheimliche gewesen und habe im Hintergrunde stehend verderbliche Pläne ahnen lassen. Gegen alle menschliche Berechnung entwickeln sich diese Zustände und Verhältnisse, und als eitel zeige sich alles Streben, sie zu vermeiden. Jetzt sei die Sachlage so, daß man den Krieg als unvermeidlich betrachten müsse und unsere Aufgabe nur darin bestehen könne, uns in jeder Beziehung gut für denselben vorzubereiten.“ Die Vorbereitung begann eigentlich etwas spät. In dem Ministerrat, der am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz stattfand, hielt es der Kriegsminister vor allem „für sehr notwendig, Seiner Majestät anzuraten, in diesem Momente

der allgemeinen Niedergeschlagenheit, aber auch Aufreizung, ein Wort an seine Völker zu richten.“ Auch das ist vorbildlich: die hohen Militärs setzten stets in oratorische Leistungen mehr Vertrauen als in strategische. Belcredi erwähnte, „daß in der öffentlichen Presse bereits die Frage wegen eines Friedensschlusses angeregt werde. Er glaube jedoch, daß man jetzt schon Seiner Majestät einen hierauf zielenden Rat zu erteilen nicht wagen dürfe.“ Der Ministerrat hatte kein Ergebnis. Fünf Tage später fand ein neuer statt: der Feind dringe rasch gegen Wien vorwärts, was soll geschehen? Seine Majestät war für ein Manifest, das den Beginn von Friedensverhandlungen ankündigen, zugleich aber den „festen Entschluß“ aussprechen sollte, „in keinen Friedensabschluß einzuwilligen, welcher die Grundbedingungen der Machtstellung Oesterreichs erschüttern würde. Wien als eine offene Stadt könne der Gefahr einer Einnahme mit stürmender Hand nicht ausgesetzt werden“; der Leser fragt sich unwillkürlich: warum nicht? Eigentlich ist Oesterreich also nicht in der Schlacht von Königgrätz, sondern in diesem Ministerrat vom 9. Juli besiegt worden. Die Entscheidung fiel am 26. Juli, als der Kaiser wiederum mit den Ministern beriet. Diese Verhandlungen teilt Redlich zum erstenmal nach Dokumenten des Wiener Staatsarchives mit, und er darf sagen, daß er damit „das jedenfalls wichtigste bisher noch unbekanntes Quellenmaterial zu einer künftigen neuerlichen Ueberprüfung der Geschichte des Nikolsburger Friedens“ zur Diskussion stellt. In der Beratung erklärt zunächst Erzherzog Albrecht: „Unmöglich sei eine Fortsetzung des Krieges nicht, allein es wäre außerordentlich wünschbar, bei dem Zustande der Nordarmee für ein paar Wochen Ruhe zu gewinnen. Den Preußen schein es eben auch nicht besonders gut zu gehen, daher sich das Drängen derselben auf Abschluß eines Waffenstillstandes begreifen lasse. Es liege sogar die Vermutung nahe, als fangen sie an, einen Umschwung der Dinge zu fürchten. Bei der Stellung der Armee hinter der Donau lasse sich der Krieg noch längere Zeit fortschleppen; eine Offensive, durch welche allein günstigere Chancen des Krieges erzielt werden könnten, wäre augenblicklich aber nur möglich, wenn es gelänge, dem Feinde beim Versuche eines Donauüberganges eine tüchtige Schluppe beizubringen.“ Feldmarschallleutnant von John stimmt zwar dem Erzherzog zu, „allein damit erziele man nichts anderes, als daß man den Krieg fortschleppe“, er rät daher, „sich durch einen raschen Friedensschluß Luft zu machen“. Graf Mensdorff meint, „ein Umschwung in dem Geiste der Armee wäre nur durch ein glückliches aktives Vorgehen zu erzielen, wozu jetzt die Vorbedingungen mangeln“. Damit ist das Todesurteil über Oesterreich gefällt. Graf Esterházy spricht es aus. Er sagt: „Wenn es zwischen den zwei Alternativen, einer höchstwahrscheinlich

nicht glücklichen Fortsetzung des Krieges und einem raschen Friedensschlusse, noch eine dritte Alternative gäbe, das Vorhandensein wahrhaften Patriotismus oder Dynastismus, dann ließe sich auf eine glückliche Wendung mittels eigener Kraft noch hoffen. Allein diese dritte Alternative existiere nicht.“ Ueber das Gesicht Seiner Majestät zu dieser Erklärung des Grafen Esterházy steht im Protokoll nichts vermerkt. Der Kaiser widersprach nicht, auch ihm war offenbar von „dieser dritten Alternative“ nichts bekannt; unter den Patrioten seiner Umgebung gab es jenen „wahrhaften Patriotismus“ nicht. Und so begnügt sich der Kaiser, das Ergebnis der Beratung in den Beschluß zusammenzufassen: „Es scheine ein allgemeines Verständnis darüber vorhanden zu sein, daß man die Kommissäre zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Preußen ermächtige.“

Noch einmal erhob Esterházy seine mahnende Stimme, als am nächsten Tage der in Nikolsburg abgeschlossene Waffenstillstand zur Ratifikation stand. Er verwahrte sich dagegen, daß darin von Seiner Majestät für die neuen Einrichtungen des von Preußen zu errichtenden Bundes nördlich der Mainlinie und für die von Preußen offenbar beabsichtigten Territorialveränderungen und Gebietsannexionen schon zum voraus die Zustimmung Oesterreichs stipuliert werde. Tatsächlich liege es allerdings in der Macht Preußens, nach seinem Belieben dort vorzugehen, und es sei nicht daran zu denken, von hier aus dagegen ein Hindernis zu erheben; allein es sei ein großer Unterschied zwischen einem Vorgehen, das man nicht hindern könne, und einem solchen, dem man seine Zustimmung erteile.“ Das Protokoll bemerkt dazu: „Alle Anwesenden fühlten das Gewicht dieser Gründe, aber ebenso machte sich auch das Bedenken rege, ob in diesem Momente noch eine solche Aenderung zu erzielen sei.“ Der Kaiser fand einen Ausweg, indem er zwar die Ratifikation beschloß, sich aber vorbehielt, persönlich an den König von Preußen zu schreiben und „eine andere Redaktion“ vorzuschlagen; aber auch dazu kam es dann nicht.

Das war das Ende Oesterreichs; Franz Josef hat es noch ein halbes Jahrhundert lang überlebt.

\*\*\*

## Das alte und das junge Hildebrandslied

Ein Vortrag, gehalten

von Andreas Heusler

Lange hat das deutsche Schrifttum der kirchlichen Volks-  
erziehung gedient. Unter die Beichtformeln, Legenden,  
Evangelienbücher verirren sich im 8., 9. Jahrhundert ein  
paar Reste weltlicher Kunst. Der bedeutsamste dieser Reste  
auf vierhundert Jahre hin, bis zu den Nibelungen und den  
Liebesliedern Heinrichs von Morungen das stärkste Kunstwerk in  
deutscher Sprache - ist ein stabreimendes Heldengedicht; der  
einzige deutsche Vertreter dieser germanischen Gattung: das  
alte Hildebrandslied.

Seine Fabel ist der tragische Kampf zwischen Vater und  
Sohn. Hildebrand, der Vater, und Hadebrand, der Sohn, be-  
geggen sich zum Zweikampf untar heriu twem, „inmitten  
ihrer Heere“: sie sind die erwählten Vorkämpfer zweier feind-  
licher Heere. Der Alte erfragt Namen und Geschlecht des an-  
dern. Er hört, es ist sein Sohn. Er bekennt sich als Vater  
und sträubt sich gegen den Kampf. Umsonst! Der andre glaubt  
ihm nicht: sein Vater sei längst tot; der Alte sei ein Betrüger  
-- und ein Feigling, der sich um den Kampf drücke. Hilde-  
brand muß kämpfen. Sie fechten, zu Roß, dann zu Fuß. Hade-  
brand erliegt. Der Vater steht über der Leiche des Sohnes.

Unser Text ist verstümmelt; er bricht mitten im Kampfe  
ab. Zwei nordische Quellen erlauben uns, den Umriß des  
Verlorenen zu erschließen.

Der Vater hat einen letzten Versuch gemacht, den Sohn  
zu schonen. Als er ihn auf die Knie gebracht hat, bietet er  
ihm noch einmal Versöhnung. Alles könnte noch gut werden!  
Aber der Sohn erträgt es nicht, von der Gnade des vermeint-  
lichen Fremden zu leben. „So nimm denn hier mein Schwert!“  
sagt er, und als der andre danach greift, führt er einen Hieb  
nach seiner Hand. Hildebrand wirft den Schild vor: „Diesen  
Hieb hat dich, dein Weib gelehrt, nicht dein Vater!“ Und nun  
gibt er ihm den Todesstreich. Lieber tot als ehrlos!

Nordische Verse überliefern uns - in jüngerer, weicherer  
Tonart - die Klage des Waters:

Da liegt mir zu Füßen	der liebe Sohn,
Der Erbnachkomme,	der mein eigen ward:
Meinem Herzen teuer,	die Hoffnung des Alten
Un-willentlich gab	ich ihm den Tod!

Mit dieser Sohnesklage endete das Lied und die Sage.

Wir sind bei diesem einsamen Ueberbleibsel altgermanischer  
Kunst ausnahmsweise gut gestellt; in zwei Richtungen. Wir  
können das deutsche Lied des achten Jahrhunderts a u f w ä r t s